

Illustriertes Erzgebirgisches Sonntagsblatt

Tageblatt Annaberger Wochenblatt Hauptzeitung des Obererzgebirges



Die deutschen Osterspiele des Mittelalters.

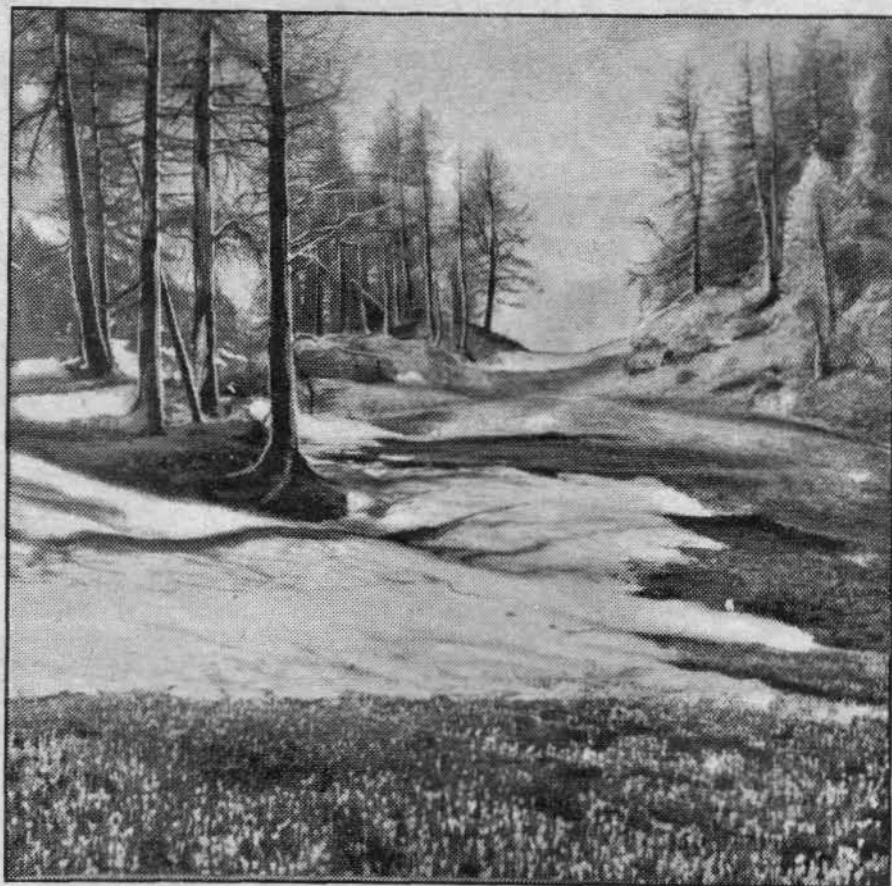
Von S. Droste-Hülshoff.

Aus den unterschiedlichsten Frühlingsfeiern, die einst sämtlichen Völkern des Altertums gemeinsam waren, entstand im Verlaufe des frühen Mittelalters Ostern, das höchste Fest der Christenheit, das von jeher auch in kulturell-schichtlicher Beziehung eine hochbedeutende Rolle gespielt hat. Nicht nur, daß sich so manche Gebräuche der überall der Freude über das endliche Wiedererwachen der Natur gewidmeten heidnischen Frühjahrsfeste auf die christliche Osterzeit übertrugen, wodurch uns wertvolle Anhaltspunkte über Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren gegeben worden sind, sondern auch auf die Kunst früherer Jahrhunderte hat das Osterfest überaus befruchtend gewirkt. Die Maler und Bildhauer des Mittelalters, die Gotik und später der Renaissance- und Barockzeit wetteiferten, die Szenen der Passion in immer neuer, eindringlicher Weise bildlich zur Darstellung zu bringen, und ebenso beschäftigten sich die Dichter schon früh mit den Geschehnissen der Ostergeschichte und den mit ihr verbundenen Legenden oder ließen sich hiervon zu eigenen Werken anregen, wie z. B. Wolfram von Eschenbachs Parzival beweist. Für die Schauspielkunst war das Osterfest ebenfalls

von höchster Bedeutung: Gaben doch die Osterspiele — dramatische Aufführungen, die im Mittelalter und später in und außerhalb der Kirche vorgeführt wurden — den

ersten Anstoß zur Wiedererweckung der durch die Völkerwanderung in Vergessenheit geratenen dramatischen Kunst und sind so als die älteste, heute noch nachweisbare Form des christlichen Dramas zu bezeichnen.

Die Osterspiele der ältesten Periode bis etwa gegen das 11. Jahrhundert hin scheinen, uralten Aufzeichnungen zufolge, noch sehr einfach verlaufen zu sein. Sie bestanden in der Hauptsache aus einem lateinischen Wechselgesang, der sich eng an die Festliturgie anlehnte und der von mehreren Geistlichen am Ostermorgen vor dem Altare vorgelesen wurde. Um 1050 begann man dann, passende Kostüme und Dekorationsstücke, wie Kreuze, primitive Nachbildungen des Heiligen



Ostermorgen im Erzgebirge.

Grabes usw., zu verwenden und die ganze Darstellung durch entsprechende Bewegungen lebhafter und dramatischer zu gestalten. Nun genügten auch die aus Teilen der Festliturgie, der Evangelien und kirchlicher Hymnen zusammengesetzten einfachen Texte nicht mehr, und in den Klöstern und in den Kreisen der Scholaren entstanden bald eigene

Osterspiele, die in lateinischen Versen die dargestellten Szenen der Ostergeschichte erläuterten. Nur wenig später wurde auch der Schauplatz der Spiele aus dem Innern der Kirchen auf freie Plätze oder auf die Kirchhöfe hinaus verlegt. Hierdurch erweiterte sich naturgemäß der Kreis der Zuschauer ganz beträchtlich, und allmählich ging man — zuerst in Frankreich, im 13. Jahrhundert auch in Deutschland — daran, Osterspiele in den jeweiligen Landesprachen und selbst in den Volksdialekten zu verfassen. Damit gewannen die Laien mehr und mehr Anteil an den Darstellungen, bis sie endlich die Geistlichen, die ursprünglich allein Träger der Spielrollen gewesen waren, völlig verdrängten. Nun wurden die Osterspiele auch allmählich immer stärker ihres rein geistlichen Charakters entkleidet und ihnen in stets wachsendem Maße weltliche Szenen eingefügt. Der derbe Volkshumor des Mittelalters feierte in den Osterspielen seine Triumphe, denn etwa das Auftreten der Soldaten, der Grabwächter, der Wettlauf der Apostel zum Grabe oder die Verhandlungen der Frauen mit den Salbenverkäufern gaben genug Anlaß zu derbkomischer Ausgestaltung. Wie in allen theatralischen Aufführungen des Mittelalters durften natürlich auch die tollsten Teufelsszenen nicht fehlen — und hierfür mögen unter anderem die lustigen Geschichtlein und Schnurren, die sogenannten Ostermärlein, die, uralter Sitte gemäß, der Priester beim Ostermittagsgottesdienst von der Kanzel herab erzählen mußte und die dann das berühmte „Ostergelächter“ der Gemeinde hervorriefen, den mittelalterlichen Osterspieldichtern so manche Anregung gegeben haben. Während der Text des ältesten bekannten, aus dem ehemaligen aargauischen Kloster Muri stammende Osterspieltexst im Stile noch mehr der zeitgenössischen Minnesängerdichtung ähnelt, waren einzelne spätere Osterspiele derart auf Komik und Heiterkeit eingestellt, daß sie das Mißfallen der Geistlichkeit erregten und — wie etwa das Innsbrucker Spiel aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts — förmlich als die Urform des deutschen komischen Schauspiels angesehen werden können. Diese eigentlichen Osterspiele gelang-

ten erst nach den Auferstehungsfeiern, an den Ostermontagen und -montagen zur Darstellung, die im Laufe der Kartage aufgeführten Spiele waren dagegen durchaus ernst gehalten und pflegten die Passionsgeschichte sowie allerlei Totentänze und Klagen zum Inhalte zu haben. Diese letzteren, die sich gleich den Osterspielen und in engem Zusammenhang mit diesem aus der Liturgie der Karwoche entwickelten, wurden während des 14. Jahrhunderts zu Gunsten der heiteren Osterspiele sehr vernachlässigt und gerieten fast in Vergessenheit. Im Jahre 1380 aber bildete sich in Frankreichs Hauptstadt ein Verein von Pariser Bürgern, die sich die Wiedereinführung der ernstesten Passionsspiele zur Aufgabe machte. Er nannte sich „Confrérie de la Passion et de la Résurrection de Notre Seigneur“ und spielte bis 1400 meist im Hospital de la Trinité zu Paris, später aber zogen die Mitglieder auf Wagen von Ort zu Ort und führten die Spiele im Freien auf, so daß damit dieser erste Versuch zur öffentlichen Aufführung von Schauspielen im Umherziehen hohe Beachtung verdient.

Bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts waren die Passions- und Osterspiele, die allgemein völlig ineinander verschmolzen, in fast sämtlichen Ländern des südwestlichen Europas gebräuchlich. Die Reformation sowie der Einfluß der Humanisten und das ungefähr gleichzeitig erfolgende erste Auftreten von Berufsschauspielern in allen möglichen weltlichen Komödien und Dramen ließen sie in England und im nördlichen Deutschland rasch verschwinden. Auch in Frankreich wurden die Aufführungen der „Confrérie de la Passion“ 1548 unterjagt. Nachdem die Darstellungen durch die „Jesuitenspiele“ noch einmal eine kurze Neubelebung erfahren hatten, kamen sie im 17. und 18. Jahrhundert überall außer Gebrauch. Nur in den deutschen Alpen blieb die Bevölkerung den volkstümlichen Oster- bzw. Passionspielen treu — u. ein letzter u. großartigster Rest der uralten Darstellungen hat sich in dem alle zehn Jahre wiederholten, weltbekannten Passionsspiele von Oberammergau bis in unsere Tage erhalten.

Ein Stück Jagdgeschichte aus dem Erzgebirge.

Trotz des furchtbaren Elends, das Pest und die Holl'schen Scharen über das Sachsenland brachten, ganze Ortschaften entvölkerten und dem Erdboden gleich machten, ging der Kurfürst seiner Passion unbehindert nach und jagte. Was galten ihm auch die Bauern und armen Gebirgler, wenn nur sein Wild die richtige Pflege erhielt. So wäre einem alten Bauersmann aus Schlettau beinahe der Kopf vor die Füße gelegt worden, weil er auf einen Hirsch, der in seinen Garten eingedrungen war, mit dem Knüttel loszuschlug und ihn wieder verjagte. Einem anderen Bauern sprang ein großer Hirsch in den Kornspeicher. Das Tier konnte jedoch nicht mehr heraus. Anstatt daß es nun getötet wurde, mußte der Bauer die Scheuer zersägen, damit der Hirsch wieder in Freiheit kam. Anderenorts mußte der Backofen eingerissen werden, um einen Hirsch zu befreien, der sich in das alleinstehende Häuschen hineingezwängt hatte, Brothazer zu naschen.

Neben dem Rotwild richtete auch das Schwarzwild großen Schaden an. Die wilden Schweine überfielen Gärten und Felder in Rudeln bis zu 30 Stück und lehrten das Unterste nach oben. Die Besitzer durften die Tiere jedoch nur durch Lärm verscheuchen.

Wilde Katzen leerten die Hühnerställe und Taubenschläge. Auch den Raubvögeln gab der dichte Wald sichere Zuflucht. Um das 17. Jahrhundert nisteten noch Adler auf den Felsen des Erzgebirges. Geier räumten nicht minder unter dem Hühnervolk auf. Ein Wäldner in Crottendorf sandte z. B. im Jahre 1671 8 Paar Habichtsklauen, 5 Paar Reiherklauen, 34 Paar Eulenklauen und 9 Paar Grimmerklaunen (Gabelweiße) an die hohe Forstbehörde ein.

Schadenersatz für die zerstörte Ernte und die getöteten Haustiere gab es nicht. Wenn nun der Bauer zum Selbstschutz griff, Schlingen legte oder das schädliche Wild abschöß, war ihm gleichfalls die Regel gewiß, zum mindesten hatte er große Quälereien zu erdulden. Wildschützen waren gewissermaßen Freiwild, obgleich sie von den Bauern gern gesehen wurden. Traf ein kurfürstlicher Jäger einen Wilddieb an, so schoß er ihn ohne weiteres nieder und hing ihn zum abschreckenden Beispiel an den nächsten Baum. Der Jäger erhielt dafür eine Belohnung von 40 bis 80 Talern. Schoß er aber aus Versehen einen

unschuldigen Bauern über den Haufen, so trübte kein Hahn darüber. Kein Wunder, daß auch mancher Förster von Wilddieben weggepußt wurde.

Wenn wir allerdings lesen, daß wenige Jahre nach dem Tode Johann Georgs I. bei einer Jagd in der Nähe von Johannegeorgenstadt nur 3 Bären und ein Wolf zu der zur Strecke gebrachten Zahl von 1225 Stück Wild zählten, so ist das ein Zeichen, daß die Raubtiere schon sehr abgenommen hatten. Noch unter dem Nachfolger Johann Georgs I. wurden Bären und Wölfe in Sachsen gänzlich ausgerottet, so daß es später eine große Seltenheit war, wenn einmal ein derartiges Raubtier auftauchte.

Kurfürst Johann Georg I. starb am 8. Oktober 1656. Es war ein armes, von den Kriegshorden zu Tode gepeinigtes Land, das er verließ. Aber keiner seiner Nachkommen durfte sich rühmen, so viel Tiere erlegt zu haben als er.

Am Schluß dieses Ausschnittes aus der Jagdgeschichte unseres Erzgebirges sei eine Liste über den Gesamttertrag der Jagden angefügt, an denen Johann Georg I. persönlich teilnahm. Daraus mögen die Leser erkennen, von welchen Tieren und in welcher ungeheurer Dichte die sächsischen Wälder im 17. Jahrhundert bevölkert waren. In dieser Aufstellung sind vertreten:

Rotwild	Schwarzwild
15 228 Hirsche	3 207 hauende Schweine
1 887 Spießhirsche	593 angehende Schweine
300 Kolbhirsche	2 850 Keiler
385 Damhirsche	9 478 Bächen
15 399 Hirschkühe	13 068 Firschlinge
379 Damhirschkühe	29 196 Stück zusammen.
3 594 Hirschfälder	
52 Damhirschfälder	Wilde Tiere
1 869 Rehböcke	203 Bären
8 167 Rehe	3 543 Wölfe
788 Rehfälder	200 Luchse
48 048 Stück zusammen.	3 946 Stück zusammen.

Die Strecke des gemeinen Wildbrets, worunter Hasen, Füchse, Marder, Wiesel, Hamster, Biber, Fischottern u. a. zu verstehen sind, betrug 32 422 Stück. Ihr schien man, gemessen an den anderen Zahlen, eine nur geringe Bedeutung beizulegen; denn noch in späteren Jahren wies z. B. die Beute von 10 Jagdtagen neben mannigfachem Hochwild nur einen einzigen Hasen und vier Füchse auf. Die Gesamtsumme des im Beisein Johann Georgs I. erlegten Wildes erreichte die schier unmöglich anmutende Höhe von 113 612 Stück, in der allerdings Kaninchen und jagdbare Vögel aller Art, Auer-, Birk-, Wasser- und Rebhühner, nicht mit inbegriffen waren.

Etwa einhundert Jahre später veranstaltete Kurfürst Friedrich August, der spätere König Friedrich August I., vom 2. bis 11. September 1773 nahe bei Marienberg eine Jagd, über die ein Denkstei in im Buchwald an der Staatsstraße von Marienberg nach Reichenhain berichtet. Die Strecke

betrug seinerzeit 112 Stück, steht also in gar keinem Verhältnis mehr zu den um ein Jahrhundert früher gemachten Jagdbeuten, die sich in der Höhe von 500 bis 1000 Stück bewegten. Der Wildreichtum der erzgebirgischen Wälder hatte also im Verlauf einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne bedeutend abgenommen. Trotzdem aber war die Strecke Kurfürst Friedrich Augusts noch immer recht ansehnlich.

Aus diesen Schilderungen ersieht man aber, daß die großen Jagden des Kurfürsten Johann Georg geradezu notwendig waren, um die Wildschäden, unter denen die Bauern so empfindlich zu leiden hatten, zu mildern. Wenn es dabei nicht immer glimpflich zugeing, so muß der allgemeine Kulturzustand jener Jahrhunderte zurückliegenden Zeit und die allgemeine Verrohung durch den 30jährigen Krieg mit berücksichtigt werden, um zu einer einigermaßen gerechten Beurteilung der Zeitverhältnisse zu gelangen. —d.

Das Glück der Familie Noth Roman aus den 80er Jahren

Roman von Ilse-Dore Tanner. Copyright 1929 by Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf. Nachdruck verboten

Die Alte ist ja entsetzlich, einfach unmöglich! dachte Doktor Bürger schauernd. Habe ich mich so auffallend benommen, daß sie ohne weiteres ein tieferes Interesse bei mir für ihre Richte voraussetzen kann? Da muß ich mich wirklich besser in Buch halten.

Und er überlegte, daß zwar Sabine Noth ein sehr liebes Mädchen sei und daß gerade ihre Frische und Natürlichkeit ihm sehr gefielen, daß es aber doch noch sehr viel zu bedenken gäbe, bis zu einem bindenden Schritt. Diese Tante, diese entsetzliche, taktlose Tante war jedenfalls nicht dazu angetan, ihm Lust zu machen.

Tante Ulrike hatte währenddessen wieder eine Begegnung. Rika kam ihr aus einer Nebenstraße vergnügt und harmlos entgegen:

„Guten Tag, Tantchen, wie nett, daß ich dich treffe! Ich war ein bißchen bei Grete Lettow,“ schwindelte sie mit größter Natürlichkeit, wie ihre Tante innerlich mit einer gewissen Bewunderung feststellte.

„So — seit wann wohnt Grete Lettow auf dem Kirchhof und trägt lange Hosen?“ fragte sie anscheinend streng.

Rika wurde dunkelrot. „Um Gotteswillen, liebes, gutes Tantchen, du wirst uns doch nicht verraten?“ flehte sie entsetzt.

„Ich denke nicht daran, vor mir brauchst du keine Angst zu haben, Rikachen. Erzähle mir nur immer alles — mir macht so etwas Spaß. Gott, ich bin doch auch einmal jung gewesen und hab' allerlei erlebt, — wenn man hübsch und lebhaft ist, gefällt man eben den Männern, dafür kann man nicht.“

„Ja, nicht wahr, Tantchen“, stimmte Rika erleichtert bei und hängte sich zärtlich in ihren Arm. „Du hast doch wenigstens Verständnis, du bist die Einzige, zu der ich Vertrauen haben könnte.“

Die Tante lächelte geschmeichelt. „Komme nur immer zu mir, wenn du was auf dem Herzen hast, und die Karten werde ich dir auch legen, ob aus der Sache etwas wird. Weißt du, ich werde jetzt mit dir nach Hause mitkommen, ich habe Sabine etwas sehr Interessantes zu erzählen.“ —

Sabine kam ihnen schon in der Haustür entgegen. „Ach, da bist du endlich, Rika“, sagte sie mit einem Aufatmen. „Papa ist schon ungehalten, ich wollte gerade zu Grete gehen, dich abholen, wir wollen doch bald Abendbrot essen — nie kannst du pünktlich sein.“

„Gott, wir haben uns getroffen, und da mußte das Kind natürlich langsam gehen mit mir alten Frau,“ sagte die Tante schnell.

Rika drückte dankbar ihren Arm und meinte gekränkt und schnippisch:

„Dieses ewige Bevormunden ist wirklich ekelhaft! Ich bin doch kein Baby mehr. Was soll mir denn passieren? Ich brauche keine Kinderfrau.“

„Ich habe meine guten Gründe auf dich aufzupassen“, sagte Sabine ernst, worauf Rika trotzig den Kopf in den Nacken warf, der Tante: „Adieu, liebes Tantchen, ich besuche dich bald,“ zurief und ins Haus ging.

„Du mußt nicht zu streng mit dem Kind sein“, begütigte die Tante, „Jugend will austoben.“

Sabine zog die Stirn in Falten und erwiderte nichts, sie standen noch immer vor der Haustür, aber sie forderte die Tante nicht auf hereinzukommen, sie wußte, ein uneingeladener

Gast zum Abendbrot war dem Vater nicht recht, außerdem würde die Tante auch gar nicht zuhagen.

„Hast du noch ein paar Augenblicke Zeit? Ich bin extra heruntergekommen, um dir etwas Interessantes zu erzählen —“

„Ja, ein Weilchen dauert es noch bis zum Essen, Mutter wollte mit dem Kartoffelbraten nicht anfangen, bevor Rika da war. Ich werde dich ein Endchen begleiten.“ Sie war gar nicht neugierig auf die Nachrichten der Tante, denn gewöhnlich drehten sich diese um Prophezeiungen der Karten, die sie wie feststehende Tatsachen erzählte.

„Ich habe eben Doktor Bürger getroffen,“ sagte Tante Ulrike, und sah die Richte erwartungsvoll an.

„So?“ sagte Sabine, möglichst gleichgültig, konnte aber nicht verhindern, daß sie rot wurde.

„Er erkundigte sich sehr nett nach den Jungens, na, und ich habe natürlich gleich von dir gesprochen und dich gelobt, na ja, und dann — es machte sich gerade so gut — habe ich ihn aufgefordert, mich doch mal am Mittwoch nachmittag zu besuchen, und ihm gesagt, du kämst dann gewöhnlich —“

„Das hast du wirklich getan?“ brachte Sabine mühsam heraus. Sie war stehen geblieben, ganz weiß im Gesicht.

„Na aber ja, Kind, ich dachte, du würdest dich wer weiß wie sehr darüber freuen,“ stotterte das alte Fräulein kleinlaut.

„Wenn du die Absicht gehabt hast, zu verhindern, daß Doktor Bürger sich für mich interessiert, konntest du dir jedenfalls gar nichts Besseres ausdenken“, sagte Sabine voll schneidendem Hohn. „Erzähle das Frau Schmidtborn oder Lena, sie werden sich freuen. Vielleicht hast du ihm auch noch einmal angeboten, ihm die Karten zu legen?“

Das schuldberufte Gesicht Tante Ulrikes gab die Antwort auf diese Frage.

„Daß du mir das antun konntest!“ Es klang wie ein trockenes Aufschluchzen. „Nun ist alles vorbei, das fühle ich! Mich siehst du jedenfalls nie wieder einen Mittwoch bei dir!“ sie konnte nur mit Mühe an sich halten, um nicht in Tränen auszubrechen, sie verabschiedete sich ganz kurz und eilte zurück, ohne auf das bittende und fassungslose: „Aber Sabinchen — ich habe es doch nur gut gemeint,“ der Tante zu hören. —

VII.

„Was mein seliger Mann, der Schutzmann war, der hat mehr als einmal zu mir gesagt — Male — hat er gesagt, vergiß nie, daß du die Frau von'n Beamten bist, und daß dein Vater auch Beamter gewesen ist. Gib Achtung, daß unsre Tochter sich mal nicht verplempert, die muß in 'ne ordentliche, solide Beamtenfamilie heiraten. So'n hübsches Mädchen wie die kann die höchsten Ansprüche machen, en bißchen was auf de Sparkasse haben wir auch, und auf de Töchterchule haben wir se auch gehen lassen, die is so gebild' wie eine, und kein Doktor braucht sich mit die zu genieren —“

Frau Mielicke hielt in ihrem Redeschwall inne und sah ihren Mieter, Hans-Tobias Noth, der ein Kollegheft und das Gerippe einer Menchenhand vor sich am Tische saß und gern in Ruhe gearbeitet hätte, erwartungsvoll an.

„Na ja, sicher wird Fräulein Agnes mal 'nen braven Mann bekommen,“ sagte er sehr gleichmütig. „Wie wär's denn mit dem netten Briefträger, der scheint doch ein Auge auf sie geworfen zu haben —“

Frau Mielde fuhr förmlich hoch und warf einen giftigen Blick auf den Studenten.

„Ach — ein Briefträger,“ sagte sie verächtlich. „Ne, da denkst meine Agnes gar nicht dran. Sie ist ja auch noch so jung, erst 17, die kann ruhig noch 'n paar Jahre warten.“

„Na ja, eben,“ meinte Hans-Tobias ebenso gleichmütig wie vorhin.

Klirrend packte Frau Mielde das Kaffeegeschirr, das sie herauszuholen gekommen war, zusammen und verschwand.

Hans-Tobias sah ihr lächelnd nach.

Er wußte sehr gut, was sie mit ihren Reden beabsichtigte, und daß er sich den Anschein gab, als sei er ganz ahnungslos, ärgerte sie am meisten.

Es war ganz offenbar, daß sie sich wirklich einbildete, die offensichtliche Verliebtheit Martins in ihre Tochter könne zu einer richtigen Verlobung und späteren Heirat führen, und nun ihn als älteren Bruder zu ihren Gunsten beeinflussen wollte. Auf Martin war er sehr ärgerlich und ihr Verhältnis zueinander war dauernd etwas gespannt.

Wenn er mit der niedlichen ledigen Wirtstochter nur geschäkert und geliebt hätte, hätte das Hans-Tobias nicht weiter beunruhigt, aber er hatte augenscheinlich gar kein Gefühl dafür, daß die beiden Frauen, die ihm entschieden an Schlaueit über waren, ihn nach allen Regeln der Kunst einzufangen trachteten, und war nach des älteren Bruders Meinung grenzenlos undorftichtig.

Dabei traute er Fräulein Agnes auch in anderer Beziehung gar nicht. Als er neulich nach Hause kam, hatte er sie in traulichem Gespräch mit dem hübschen Briefträger im Hausflur gefunden, und ihr heftiges Zurückfahren und Rotwerden hatte seinen Verdacht noch bestärkt. Daß sie, schnell gefaßt, mit einem kühlen: „Gott, Herr Berger, Sie machen auch immer Witze“, ihren Verehrer verabschiedet hatte, hatte seinen Zweck bei ihm verfehlt. Außerdem hatte er sie auch schon mehrmals unten in dem kleinen Friseurladen gesehen, dessen Inhaber, ein junger Witwer, ebenfalls auch ihren Reizen verfallen war.

Alles Reden und Warnen hatte bei Martin gar keinen Zweck und nur den Erfolg, daß er nicht mehr offen zu dem älteren Bruder war. Hans-Tobias hatte schon mehrfach bemerkt, daß er ihn beschwindelte, wenn es galt, mit Agnes einen Ausflug zu machen oder irgendein Vergnügen zu besuchen.

Er hatte gehofft, daß die Trennung in den Sommerferien eine Lockerung des Verhältnisses bringen würde, aber dem war durchaus nicht so.

Beide Brüder hatten die Ferien nicht daheim verlebt. Hans-Tobias hatte das Glück gehabt, daß ihn sein türkischer Schüler eingeladen hatte, mit ihm zwei Ferienmonate zu verreisen. Sie waren an der Ostsee gewesen und hatten später eine Wanderung durch Thüringen gemacht, und für ihn, der noch so gar nichts von der Welt kannte, war das eine herrliche Zeit gewesen. Er war dem jungen Türken unendlich dankbar und mochte es ihm daher auch nicht abschlagen, als dieser ihn bat, den letzten Ferienmonat mit ihm in Berlin zu bleiben, ihm dort Führer durch die Museen und Galerien zu sein und mit ihm zu lernen.

Martin war von einem Studenten, mit dem er sich angefreundet hatte, auf das Gut seines Vaters eingeladen worden, hatte dort eine herrliche, faule und nahrhafte Zeit verlebt und war dann schließlich noch zu Onkel Prüter nach Mecklenburg gefahren. Im Oktober kehrte er wieder nach Berlin zurück, schrieb ein paar flotte Skizzen und amüsierte sich im übrigen auf seine Weise.

Für die Weihnachtsferien fuhren dann aber beide nach Hause. Sabine hatte ihnen das Geld dazu geschickt.

Als der Zug in Prinzwalde einfuhr, sahen sie Onkel Tobias auf dem Bahnsteig stehen und nach ihnen Ausschau halten. Er strahlte über das ganze Gesicht und winkte ihnen schon von weitem zu.

„Onkel Tobias scheint irgendein Schlag gelungen zu sein; er sieht so überaus vergnügt aus“, meinte Martin zu Hans-Tobias und behielt mit dieser Vermutung recht.

„Na, Jungens, das soll dieses Mal ein Fest werden — prima, sage ich euch!“ rief er, nachdem er den Reffen die Hände gedrückt hatte. „Habe augenblicklich Geld wie Heu, wühle förmlich im Golde.“

„Na, Onkel Tobias, falls du nicht weißt, wo du es lassen sollst —“, lachte Martin.

Der Onkel schlug ihm dröhnend auf die Schulter. „Weiß ich sehr gut, mein Junge, und daß ihr auch etwas davon haben sollt, ist selbstverständlich. Nun kann man doch mal wieder

ein paar Wochen als Mensch leben, andern eine kleine Freude machen.“

„Das ist bei dir immer die Hauptsache, Onkel Tobias; du solltest doch aber zuerst an dich denken und an die mageren Zeiten“, meinte Hans-Tobias bedächtig.

„Nun seht mir mal einer den Bernunftsmenschen an! Und das will'n flotter Bruder Studio sein —?“

„Ist er auch gar nicht — der reine Tugendspiegel, Onkel! Da bin ich ein ganz anderer Kerl!“

„Das weiß der liebe Himmel!“ seufzte Hans-Tobias.

Der Onkel sah belustigt von einem zum andern.

„Da werd' ich ja noch allerhand zu hören bekommen. Also, Kinder, ich habe da mit mehreren Sachen Erfolg gehabt. Zu komisch — mal so 'ne richtige Glücksperiode. Dann kommen ja auch mal wieder Zeiten, wo einem nichts, aber auch rein gar nichts gelingt. Leider überwiegen diese letzteren bei mir. Aber gerade darum will ich's spüren und so recht auskosten, wenn ich mal Glück gehabt habe! Nicht nur vernünftig und genügsam mein Leben fristen, sondern den Ueberfluß haben. Denn nur der, das Zuviel, das eigentlich Ueberflüssige ist Glück! Also hört mein vorläufiges Programm: Am ersten Feiertag ist Theater hier, „Hasemanns Töchter“ werden gegeben. Da hab ich Billets für euch vier und mich, beste Plätze natürlich. Am zweiten seid ihr alle bei mir. Am dritten ist Ball in der „Erholung“. Sabine muß hingehen, sonst wird ihr das als Hochmut ausgelegt, ihre gesamten Kollegen und Kolleginnen sind da. Da die Eltern durchaus nicht mitwollen, werde ich Ballwater spielen, und ihr müßt natürlich mit. Am sogenannten vierten Feiertag ist der Ball im Kasino. Ihr werdet ja als Tänzer sehr willkommen sein, aber leider fand ich keine Möglichkeit, Sabinchen hinzubringen — eindringen in diese sogenannte erste Gesellschaft wollen wir uns auch nicht — na, das wird schon alles noch kommen.“

„Du hast es ja gut mit uns vor, Onkel, und wenn's nun auch Eisbahn gibt, sind wir untergebracht“ lachte Martin.

Sie waren zu Hause angelangt, und Onkel Tobias verabschiedete er sich, er wollte das Wiedersehen der engsten Familie nicht stören, wie er sich ausdrückte.

Voll Stolz umarmte Mutter Anna ihre beiden stattlichen Söhne, und auch der Vater bezwang mühsam seine Rührung. Sie hatten sich wirklich herausgemacht, die Jungens. Hans-Tobias hatte schon richtig etwas Männliches, und flott sproßte das Bärtchen auf seiner Oberlippe, und auch Martin war breiter und stattlicher geworden, das machte der lange Landausenthalt.

Die beiden Studenten fanden vor allen Dingen Rika noch hübscher geworden. „Donnerwetter, die Göre wird gefährlich. Gut, daß sie nicht in Berlin ist“, meinte Martin zu Hans-Tobias.

„Hier kann ihr auch allerhand passieren, wenn man nicht aufpaßt, und das Schlimme ist, sie hat so etwas an sich — ich weiß nicht, wie ich's nennen soll — etwas, das nicht nur den Männern, sondern auch ihr gefährlich ist“, sagte Hans-Tobias sorgenvoll.

„Sie ist heiß und wild, wie unsere italienische Ahne.“

Hans-Tobias runzelte die Stirn; es war ihm peinlich das von der eigenen Schwester zu denken, und doch wußte er, daß Martin recht hatte.

„So ein Mädel ist schlimmer zu hüten, wie ein Sack Flöhe, wenn sie sich nicht hüten lassen will; aber ich muß die Mutter und Sabine warnen.“

Martin zuckte die Achsel.

„Gott, die Mutter!“ Es war nicht geringschätzig gemeint, aber es sollte so viel heißen als: die Mutter ist selbst viel zu unschuldig und ahnungslos, um Gefahren auch nur zu ahnen. —

Hans-Tobias fiel es bald auf, daß Rika sich sehr innig mit Tante Ulrike stand, ja daß sie manchmal miteinander geheimnisvoll flüsterten, und er hatte ein unbehagliches Gefühl dabei.

Hätte er geahnt, welcher Art die Geheimnisse waren, die die beiden miteinander hatten, wäre es zu Rikas Heil zu einer großen Auseinandersetzung gekommen.

Tante Ulrike hatte sich durch die Schmeicheleien und Bitten der Nichte bewegen lassen, einige Male Briefe Paul Schmidtborns unter ihrer Adresse zu empfangen und an Rika weiter zu befördern, und, was fast noch schlimmer war, sie hatte sich im Herbst einige Male dazu hergegeben, Rikas Stellidchein mit Schmidtborn zu bemänteln und Sabine zu beschwindeln.

Auch hier hatte sie die so bequeme Entschuldigung, daß sie es ja nur gut meine, und außerdem glaubte sie in ihrer romantischen Ueberspanntheit, daß diese Liebe wirklich zu einem guten Ende führen und Rika eine glückliche und reiche Frau werden

könne; sie aber war dann der Schutzengel dieses liebenden Paares gewesen.

Noch niemals hatte sich Rika so oft die Karten von ihr legen lassen, wie in dieser Zeit und immer stand ihr ein großes Glück bevor, „die Liebe eines blonden, jungen Mannes war ihr sicher“, Geld stand ihr zu, und nur noch wenige Hindernisse und kleine Merger gab es für sie. Rika glaubte steif und

fest an diesen Unsinn und strahlte infolgedessen vor Zufriedenheit und Freude. Für die Schule, die sie Ostern verlassen sollte, hatte sie nicht mehr viel Sinn, und wenn die Vorsteherin, Fräulein Tegel, nicht eine Vorliebe für schöne Menschen gehabt und an Rika Roth geradezu einen Narren gefressen hätte, wie die anderen Backfische meinten, so wäre es ihr wohl übel ergangen. (Fortsetzung folgt.)

Wer kennt seine Heimat genau?

(Nachahmung verboten.)



Das Restaurant „Stadt-Park“ in Annaberg nach seiner Eröffnung im Jahre 1891 (noch ohne Anbau). (Photo: Albin Meißner-Annaberg.)

Erläuterung zu Bild Nr. 116.

Wo war das? Am Stadtpark das ehemalige Restaurant „Stadt-Park“.

Wann war das? Vor 40 Jahren, 1891.

Das jetzige katholische Kinderheim der Vinzentinerinnen am Rande unseres herrlichen Stadtwaldes hinter der Mehnert-Fabrik war bis zur Inflationszeit einer der idyllischsten und gernbesuchtesten Ausflugspunkte der Annaberger Bürgerschaft, bekannt unter dem Namen „Restaurant Stadt-Park“. Es war sozusagen nur „ein Sprung aus der Stadt“ und — man saß im Grünen, umgeben von würziger Waldluft. Von der Veranda aus schweifte der Blick weit ins Sehmatal, hinüber bis zu den Höhen von Geier und Ehrenfriedersdorf. Ungehindert war die Aussicht, war doch bis zur Hospitalstraße hin alles unbebautes Gelände. Gleich einer Warte am Fuße des Pöhlberges konnte man von hier Ausschau nach der Stadt die Parkstraße entlang halten, wie am Sonntag nachmittag alles dem Wäldchen zuströmte. Hier am „Restaurant Stadt-Park“ (diese Bezeichnung stand in großen Buchstaben am Giebel des Hauses) war die breite Straße zu Ende und ein herrlicher schnurgerader Waldweg, im Volksmund „Regelschub“ genannt, führte zu dem anschließenden Feldweg nach Geiersdorf. Es wird wenige Annaberger geben, die nicht einmal wenigstens dieses Waldlokal besucht haben und bei frischduftendem Kaffee und den beliebten „Käsefäulchen“ die damals allerdings noch nicht so ausgeprägten Sorgen des Alltages vergaßen.

Es war am 21. Juni 1891, als Bernhard Nestler das nach seinen eigenen Plänen von dem damaligen Annaberger Baumeister Breitung im Schweizerstil erbaute „Restaurant zum Stadt-Park“ eröffnete, „höchst

romantisch gelegen und herrliche Fernsicht bietend“, wie die Anzeige im „Annaberger Wochenblatt“ mit Recht besagte. Da sich im Obergeschoß auch einige Fremdenzimmer befanden, so war das „Stadtparkschloßchen“ bald als Sommerfrische bekannt geworden. Unter den alljährlich ständig wiederkehrenden Sommergästen befand sich u. a. eine wirkliche russische Staatsrätin. Oft sah man die Nestler-Zungen auf dem Dache des Hauses sitzen, wo sie sich eine Sonnenuhr neben der Esse gebaut hatten. Da der Wirt seinen Gästen nicht zumuten wollte, abends in der Finsternis nach Hause zu gehen (das Gas kam erst 1904 nach dort hinaus), so waren von der Waldecke (bei der Parkstraße) an bis hin zum Haus drei Stlaternen auf Holzpfehlern aufgestellt worden. Wenn allerdings der inzwischen eingegangene dramatische Verein „Vergißmichnicht“ eine seiner langen Sitzungen im Stadtpark-Restaurant beendete, waren die Lampen inzwischen meist so weit heruntergebrannt, daß sie nur noch als „Leuchtkäfer“ funkelten.

Vorn an der Ecke im Walde stand viele Jahre hindurch das alte Facius-Pulverhäuschen, an dem die Damen — eine Explosion befürchtend — nur mit Herzklopfen vorbeizogen. Im Winter, wenn das Stadtpark-Restaurant „eingeschnitten“ wurde, war es vom Verkehr zuweilen abgeschnitten.

Der Nachbesitzer Wilhelm Nestler, der Bruder des Erbauers und Gründers, ließ an das ursprüngliche Gebäude einen Gesellschaftssaal, damals „Salon“ genannt, anbauen. Unter den Nachbesitzern sind alsdann Anton Meischner (der jetzige „obere Bahnhofswirt“) und Adolf Werner bekannt. 1923 wurde der Gastwirtsbetrieb eingestellt und das Grundstück an die katholische Gemeinde verkauft. Mancher wird fragen: Warum ist das schöne „Restaurant Stadt-Park“ nicht mehr? Fr. Kr.



Das Restaurant „Stadt-Park“ in Annaberg,

das von 1891 bis 1923 bestand, nach einer Aufnahme aus dem Jahre 1905 mit dem um 1904 erfolgten Anbau. Im Vordergrund, wo der Mann mit dem Hunde steht, liegt seit 1906 der Schienenstrang der oberen Bahn. Auf dem weiten Felde erstand nach dem Kriege die Fabrik von Bernhard Mehnert. Das Waldstück hinter dem Stadtpark-Restaurant ist abgeholzt worden und an dessen Stelle das Verwaltungsgelände der Konsum-Genossenschaft erbaut. (Photo: Othmar-Annaberg.)

Aktueller Zeitbilder-Dienst.

Flugverbindung Berlin—München—Mailand—Rom.

Am 1. April ist zum ersten Mal ein direktes Verkehrsflugzeug von Berlin über München und Mailand nach Rom gestartet. Zunächst wird der reguläre Flugdienst erst von München aus eingerichtet, das von Berlin mit dem Nachtschnellzug erreicht wird. 7½ Stunden dauert der schöne Flug über die Alpen, Mailand, die Apenninen bis nach Rom.

Die Wahrzeichen der Haltepunkte auf der Reise Berlin—Rom.

Oben links: Berlin, Brandenburger Tor. Rechts: Mailand, Dom. Mitte: Das Streckenflugzeug der Luftansa Roland No VI.1 für 10 Personen. Unten links: München, Rathaus und Frauenkirche. Rechts: Rom, Peterskirche.



Der Beethoven-Preis 1931 für Hans Pfitzner.



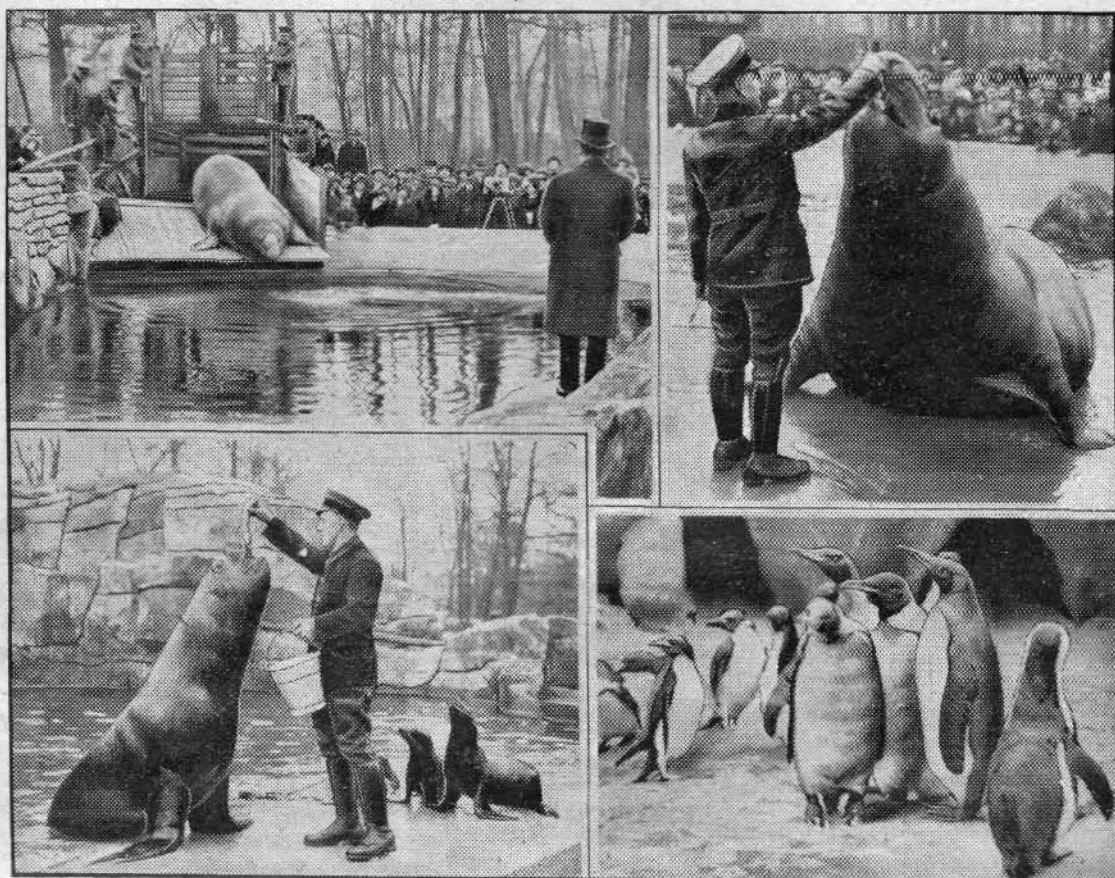
Generalmusikdirektor Prof. Dr. Hans Pfitzner, der Schöpfer von „Palestrina“, „Der arme Heinrich“, „Christelflein“ u. a., erhielt den Beethovenpreis für 1931 in Höhe von 10000 Mark.

Zu Berliner Zoo.

Oben links: See-Elefant Roland, „nur“ 10 Zentner schwer, in seinem neuen, komfortablen Heim. Rechts: Roland bei der Mahlzeit. Unten links: Der Seebär, nicht zu verwechseln mit dem See-Elefanten, ein neuer Gast des Berliner Zoo. Die Seehunde schauen seiner Mahlzeit zu. Rechts: Pinguine, die ebenfalls in der neuen Freianlage Platz gefunden haben.

Robben im Freigehege des Berliner Zoo.

Der Berliner Zoologische Garten begrüßt den neuen Frühling mit der Eröffnung einer großen Freianlage für Seehunde, Seebären, See-Elefanten und Pinguine. Ein mächtiges Wasserbecken, ein imposantes Gebirge aus Sandstein geben für die Tiere einen herrlichen Tummelplatz ab.



Die Weltgetreidekonferenz in Rom.

In Rom wurde die Weltgetreidekonferenz eröffnet, an der die Delegierten von 48 Ländern teilnehmen. Die Aufgabe der Konferenz ist, einen Ausweg aus der furchtbaren Depression des Weltgetreidemarkts zu finden, der die Landwirtschaft in allen Erdteilen aufs schwerste bedrückt.

Mussolini bei der Begrüßung der Delegierten. Oben rechts: Reichsminister a. D. Dr. Hermes, der deutsche Delegationsführer.



Bernard Shaw auf Aristophanes Spuren.

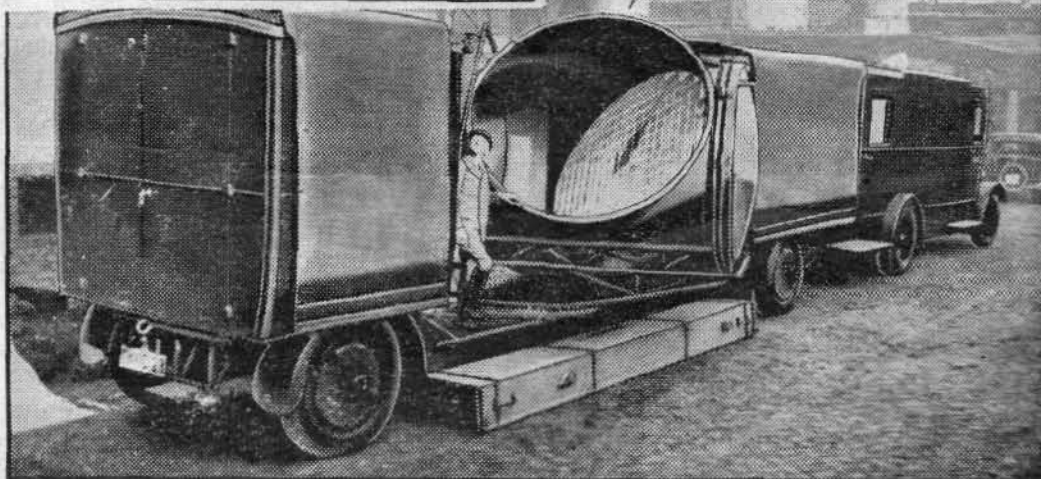


Bernard Shaw, der englische Dichter, hat trotz seiner stattlichen Zahl von Lebensjahren noch nicht die Reiselust verloren. Augenblicklich besucht er die Stätte, wo ein alter, berühmter Kollege von ihm lebte und wirkte: Athen, die Heimat Aristophanes, des geistreichen Komödiendichters und Zeitkritikers, dem Bernard Shaw in vielem vielleicht nicht unähnlich sein mag.

Der reise- und lebenslustige Fünfundsiebzigjährige in Athen vor den grandiosen Säulenresten der alten Kulturstadt.

Himmelschrift von der Erde aus.

Mit dieser fahrbaren Riesemaschine, die als erste ihrer Art in Berlin in Betrieb genommen wurde, ist es möglich, ungeheure Reklameschriften auf die Wolken zu projizieren. Eine Stärke von 1,5 Millionen Kerzen, eine sinnreiche Spiegelkonstruktion gestatten den „Abschuß“ einzelner Worte bis in Höhe von 2000 Metern.

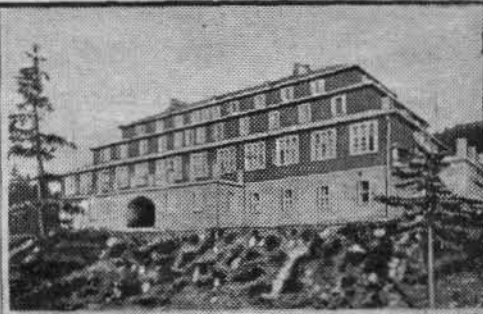
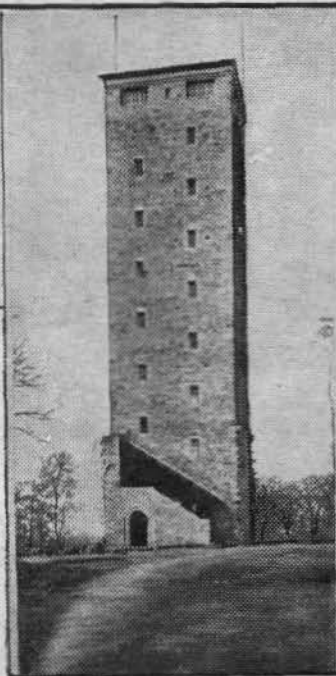


Deutsche Jugend-Herbergen.

Bald zieht die Jugend wieder hinaus in die freie Natur, um bei Spiel und Wanderung den Körper zu stählen und den Geist zu erfrischen. An den belebtesten Punkten und Plätzen sind Jugendherbergen geschaffen worden, in denen die jungen Menschen zur Tages- und Nachtzeit für wenig Geld Unterkunft und Verpflegung finden.

Unser Bild zeigt:

Links oben: Wasserjugendherberge an der Mühnetalsperre (Westfalen). Mitte: Jugendherberge Raden in Heppenheim an der Bergstraße. Rechts oben: Jugendherberge „Rübezahl“ bei Krummhübel. Rechts unten: Jugendherberge in Johannegeorgenstadt (Sachsen).

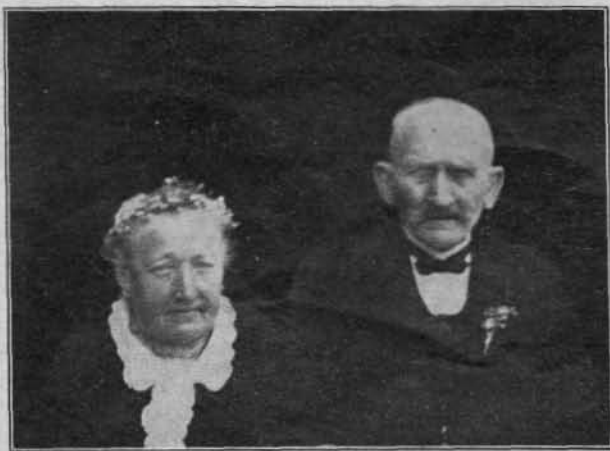


Bilder aus dem Obererzgebirge.



Seltames Straßenbild in Oberwiesenthal.

„Sandack-Mauern vor den Schaufenstern?“ fragt man sich unwillkürlich. Doch es sind nur gewaltige Schneebrocken, letzte Zeugen dieses strengen Winters, der Oberwiesenthal wohl eine gute Saison brachte, aber auch ungeheure Schneemassen in den Straßen zurückließ, zu deren notwendigen Beseitigung die Mittel fehlen. Nun bildeten diese Mauern aus eisgewordenem Schnee eine arge Belästigung der Geschäftsleute, türmen sich bis zum Sonnenschutz der Schaufenster und sperren den Blick in diese. Unser Bild, zu Palmarum 1931 auf der Staatsstraße aufgenommen, zeigt mit zwingender Notwendigkeit, daß der Stadt Oberwiesenthal schnellstens Staatsmittel zur Schneeabfuhr zur Verfügung gestellt werden möchten. (Photo: Raden-Oberwiesenthal.)



Soldene Hochzeit feierten
Friedrich August Schuffenhauer und Frau Sophie Augustine Wilhelmine geb. Müller in Tannenberg am 6. März im Kreise der Ihrigen. Am folgenden Sonnabend fand die feierliche Einsegnung des Jubelpaares in der Ortskirche statt. Mögen alle guten Wünsche für einen gesegneten Lebensabend Erfüllung finden.

Ein Veteran der Arbeit
ist der Zeit seines Lebens in der Landwirtschaft tätig gewesene
Lobegott Meyer in Wiesa,
dem es vergönnt war, vorige Woche



seinen 80. Geburtstag zu begehen. Meyer ist ein alter, biederer, frommer Erzgebirgler, der treu an seiner Scholle hängt. Noch geistig und körperlich rüstig, schafft der liebe Alte fleißig und liebt täglich sein T. A. W. ohne Brille. Wir wünschen dem treuen Abonnenten einen recht gesegneten Lebensabend in Gesundheit.